

Gier nach Geschichten

Eröffnungsrede Frauenfelder Bücherfest

27. Mai 2016

Thomas Strässle

Warum gibt es Bücherfeste? Man könnte sagen: Weil wir Autorinnen und Autoren begegnen möchten, und sie ihrem Publikum, weil wir erleben wollen, wie sie ihren Texten ihre Stimme verleihen, weil wir dabei sein wollen, wenn sie sich zu den Hintergründen ihrer Arbeit äußern und zu den Grundfragen des Schreibens und sicher auch zu Grundfragen von Gesellschaft und Politik, weil wir einander als Lesende treffen und uns darüber austauschen wollen, was wir sonst nur in der Einsamkeit der stillen Lektüre zu uns nehmen. Man könnte aber auch sagen: Bücherfeste gibt es ganz einfach deshalb, weil wir nie genug kriegen können von immer neuen Geschichten – weil wir eine unersättliche Gier nach Geschichten haben, seit Kindesalter an. »Unsere Gier nach Geschichten, woher kommt sie?« Das hat sich schon Max Frisch vor mehr als einem halben Jahrhundert gefragt. Und man könnte ergänzen: Wieso ist es eine Gier? Müsste es uns nicht ein wenig unangenehm sein, damit in Verbindung gebracht zu werden?

Das Wort *Gier* klingt für unsere Ohren wenig schmeichelhaft. Und doch ist es in aller Munde. Die Meinungen sind gemacht: Die Gier ist ein Grundübel unserer Zeit. Wo immer etwas aus dem Ruder läuft, wird sie umgehend zur Rechenschaft gezogen. Sie wütet auf den unterschiedlichsten Feldern: als Profitgier in der Wirtschafts- und Bankenwelt, als Machtgier in der Politik, als Sensationsgier in den Medien, und im persönlichen Bereich als Gier nach Geld, Konsum und Luxus, nach Aufmerksamkeit, Anerkennung und Erfolg. Die Gier ist zum Kanzelwort einer Gegenwart geworden, die unentwegt ihre eigene Enthemmung beklagt, ohne daraus herauszufinden.

Ob nun Leonardo DiCaprio im Privatjet nach Davos fliegt, um die versammelte kapitalistische Weltelite daran zu erinnern, dass wir es uns nicht länger leisten können, »die Gier der Kohle-, Gas- und Erdöl-Industrie die Zukunft der Menschheit bestimmen zu lassen«; oder ob Michael Moore jüngst in Interviews mit der These aufwartet: »Die Gier ersetzt in den USA seit den 80er-Jahren das ›Wir‹«;

ob Saha Wagenknecht in diesem Frühjahrsprogramm einen Bestseller publiziert mit dem Titel: *Reichtum ohne Gier. Wie wir uns vor dem Kapitalismus retten*; oder ob Papst Franziskus höchstselbst vor der UNO-Vollversammlung in New York die Staatengemeinschaft warnt, dass sich »die Menschheit aus materieller Gier und mangelndem Gerechtigkeitsinn auslöschen könnte« (wobei man hier einen direkten Zusammenhang sehen darf): Immerzu zielen die Diagnosen unserer kollektiven Giergetriebenheit und die daraus abgeleiteten Prognosen aufs geschichtliche und gesellschaftliche Ganze – in einem auffällig einhelligen moraltheologisch-apokalyptischen Tonfall.

Wie verhält sich die Literatur dazu? Die Gegenwartsliteratur widerspricht nicht, sondern leistet der Kanzelrede fröhlichen Beistand. Die emblematische Figur dafür ist Johann Holtrop. Er ist die zeitgemäße Ikone eines Menschen, der ganz von seiner Gier besessen ist. Schon auf der ersten Seite des gleichnamigen Romans von Rainald Goetz aus dem Jahr 2012, der im Untertitel *Abriss der Gesellschaft* heißt und damit – bei aller Doppelbödigkeit des Wortes *Abriss* – einen ehrgeizigen zeitdiagnostischen Anspruch erhebt – schon auf der ersten Seite des Romans wird Johann Holtrop einmal und für immer charakterisiert als einer, den nur die Gier antreibt und sonst gar nichts.

Holtrop ist Vorstandsvorsitzender eines Konzerns mit 80'000 Mitarbeitenden und einem Jahresumsatz von fast 20 Milliarden Euro weltweit. Seine Firma residiert in düsteren Bauten aus schwarzem Stahl und dunklem Glanz. Die Dekadenz der Bewohner ist daran schon äußerlich ablesbar – sind die Gebäude doch, wie es im Roman heißt, »so kaputt wie Deutschland in diesen Jahren, so hysterisch kalt und verblödet konzeptioniert, wie die Macher, die hier ihre Schreibtische hatten, sich die Welt vorstellten, weil sie selber so waren, gesteuert von Gier, der Gier, sich dauernd irgendeinen Vorteil für sich zu verschaffen, am liebsten natürlich in Form von Geld, genau darin aber, in ihrem Kalkül auf Eigennutz, umgekehrt selber kalkulierbar, ausrechenbar und ausbeutbar zuletzt, das war die Basis der abstrakten Geldmaschine, die hier residierte: das Phantasma der totalen Herrschaft des KAPITALS über den Menschen. So falsch, so lächerlich, so blind gedacht, so infantil größenwahnsinnig wie, wie, wie – «

Ja – wie eigentlich? Nach den drei Wie's folgt bei Goetz ein Gedankenstrich. Der Satz bricht unversehens ab – eine Aposiopese, die nicht zu einer automatischen Ergänzung im Hirn des Lesers führt, wie so oft bei Satzabbrüchen, sondern im Sand steckenbleibt wie ein überladenes Fahrzeug. Der Satz bricht ab, weil es dem Erzähler vor Empörung die Sprache verschlägt, weil er kein Vergleichswort findet für die Falschheit, die Lächerlichkeit, Blindheit, Kindlichkeit, den Größenwahn solchen Treibens – »gesteuert von Gier, der Gier, sich dauernd irgendeinen Vorteil für sich zu verschaffen, am liebsten natürlich in Form von Geld«.

Dabei könnte man ja auch einmal bei genau dieser Leerstelle ansetzen, statt die immer gleiche Kanzelrede zu wiederholen – eine Kanzelrede, die deshalb so einfach zu führen ist, weil sie auf wenigen Prämissen beruht und es über diese Prämissen einen allgemeinen Konsens gibt.

Die erste dieser Prämissen lautet: *Gier regiert die Welt* – sie ist die Triebfeder einer dem Habenwollen, dem ›Immer-mehr‹ verfallenen Gesellschaft. Die zweite Prämisse lautet: *Gier ist böse* – sie ist das Symptom einer moralisch fragwürdigen Unersättlichkeit, unsolidarisch und egoistisch, die uns in den Untergang treiben wird, sofern wir es nicht schaffen, uns davon zu befreien. Und die dritte Prämisse lautet: *Gier ist einfach* – es gibt hier eigentlich nichts zu analysieren, dafür umso mehr zu moralisieren.

Tatsächlich verstellt diese Kanzelrede den Blick mehr, als dass sie ihn schärft. Gier ist ein verbrämendes Wort. Es tut so, als würde es bei allem, was es anprangert, um eine menschliche Charaktermisere gehen, um eine Untugend, eine Unart, eine Schwäche, die im Menschen zwar angelegt, aber mit moralischen Warnungen zu bekämpfen ist.

Dabei geht es bei der Gier weniger um charakterliche Verfehlungen des Einzelnen, als vielmehr um die Exzesse eines Systems. Insofern ist die Gier ein Deckbegriff: Er psychologisiert und naturalisiert, was eigentlich auf die Ebene von System und Struktur gehört. So lange wir uns darauf nicht einlassen, werden wir uns ewig über die globale Gier empören.

Gier regiert die Welt? Peter Sloterdijk hat schon 2008 notiert: »Auf allen Kanälen volkpsychologisches Gefasel über die Gier, die vorgeblich die Welt regiert

und an der Krise schuld ist. Kein Mensch will begreifen, dass nicht die Gier an der Macht ist, sondern der Fehler« – der Fehler im System, wie ich ergänzen würde, das die Anreize zur Gier überhaupt erst schafft und zugleich von der Klage über die Gier verdeckt wird.

Werden Begriffe im öffentlichen Diskursraum herumgereicht wie Münzen, sind sie irgendwann so verschliffen, dass darauf fast nichts mehr zu lesen ist. Bei der Gier beginnt es damit, dass sie ganz selbstverständlich zu den Sieben Todsünden gerechnet wird. Dabei ist unklar, wo sie eigentlich genau hingehört: ob nun eher zur Maßlosigkeit im Sinne der Völlerei, also der *gula*, oder zur Habgier im Sinne des Geizes, also der *avaritia*, zumal im Deutschen die Gier mit dem Geiz etymologisch verwandt ist und die beiden Begriffe bis ins 18. Jahrhundert weitgehend synonym verwendet wurden – was besonders schön dem Wort *Ehrgeiz* ablesbar ist, das ja keine Form des Geizes bezeichnet, wie wir ihn verstehen, sondern eine Form der Gier nach Ehre und Ruhm. Es ist also nicht einmal geklärt, inwiefern die Gier ein Habenwollen und/oder ein Behaltenwollen ist.

Sicher ist nur, dass sie nicht so einfach ist, wie immer behauptet wird. Gierig ist man nicht von Anfang an, gierig wird man erst allmählich. Die Gier setzt einen Prozess voraus, der über mehrere Stadien verläuft – Stadien, die zunächst geordnet auseinander hervorgehen und irgendwann jäh ineinander umschlagen. Am schönsten beschreibt es Walter Benjamin in einem seiner *Denkbilder*, kurzen erzählenden Prosastücken, die meist eine konkrete Erfahrung oder ein Erlebnis schildern, daraus grundlegende Betrachtungen schöpfen und eine Mischform bilden aus philosophischem, literarischem und feuilletonistischem Text. Sie denken in Bildern und malen mit Begriffen.

Das Denkbild trägt den Titel *Frische Feigen* und ist 1930 in der *Frankfurter Zeitung* erschienen. Es erzählt von einer schweren Entscheidung, die zu treffen ist: Ein Brief ist einzuwerfen oder zu zerreißen. Über dessen Inhalt oder Adressaten erfahren wir nichts, wohl aber über die Art und Weise, wie der Erzähler zu seiner Entscheidung gelangt.

Er befindet sich in Neapel und begibt sich mit einer Bahn hinauf nach Secondigliano, heute eines der verrufensten Viertel der Stadt, damals noch ein Ort für

Müßiggänger. Betäubt von der Szenerie und ohne Gedanken an den Brief schlen-
dert der Erzähler durch die Stille des Alltags und die sonnendurchflutete Land-
schaft, bis er unversehens im Schatten einen Karren mit Feigen erblickt: schwar-
zen, blauen, hellgrünen, violetten und braunen Feigen.

Ein unwillkürliches Interesse verleitet ihn dazu, sich ein halbes Pfund geben zu
lassen. Die Verkäuferin wägt großzügig, doch stellt sich heraus, dass es dem Er-
zähler eines Gefäßes ermangelt, wie es unter den Frauen von Secondigliano ge-
bräuchlich ist, um die Früchte zu transportieren. Auch ist kein Papier da, um sie
einzupacken. Also bleibt ihm nichts übrig, als alle Hosen- und Jackentaschen mit
Feigen zu füllen, die Hände damit zu beladen und sich den Mund vollzustopfen.
Überfrachtet mit Früchten zieht er davon.

Es ist ein wahrer Essensrausch, der ihn daraufhin befällt. Er muss sich von sei-
ner Feigenlast befreien, sich der Feigen erwehren, die ihn geradezu körperlich
bedrängen. Zunächst findet er noch Genuss am harzigen Aroma der Früchte, das
alles umhüllt und durchdringt, er badet förmlich in ihrem Duft und Geschmack,
doch dann schlägt die Stimmung plötzlich um. Der Erzähler kommt ab von der
ebenen Straße des Appetits und gerät in den Urwald des Fraßes – wie wenn man
»in die Mortadella hineinbeißt wie in ein Brot, in die Melone sich hineinwühlt
wie in ein Kissen«.

Benjamin fasst es in die Bildlichkeit einer Passüberquerung: »Und dann kam
die Paßhöhe des Geschmacks, auf der, wenn Überdruß und Ekel, die letzten Keh-
ren, bezwungen sind, der Ausblick in eine ungeahnte Gaumenlandschaft sich öff-
net: eine fade, schwellenlose, grünliche Flut der Gier, die von nichts mehr weiß
als vom strähnigen, faserigen Wogen des offenen Fruchtfleisches, die restlose
Verwandlung von Genuß in Gewohnheit, von Gewohnheit in Laster.«

Das Bild der Passüberquerung macht es deutlich: Interesse, Vergnügen, Ge-
nuss, Gewohnheit und Geschmack, auch Überdruß und Ekel liegen auf der einen
Seite der Passhöhe, am mühevollen Aufstieg, der bis in die letzten Kehren in die
Beine geht, die Gier hingegen liegt auf der anderen Seite, auf der Seite der rau-
schenden Abfahrt. Sie ist von ganz eigener Qualität und Dynamik – und Erotik:
Am Ende weiß sie von nichts mehr als »vom strähnigen, faserigen Wogen des of-
fenen Fruchtfleisches«.

Die Sprache belegt es: Man hat Interesse *an* etwas, findet Vergnügen *an* etwas, Genuss *an* etwas, Geschmack *an* etwas, Gewohnheit *an* etwas, ja man hat sogar Ekel *an* etwas oder Überdruß *an* etwas – aber man verspürt immer eine Gier *nach* etwas. *An* ist statisch, *nach* dynamisch. Steckt in der einen Präposition das Verweilen, die Kontemplation, auch die Distanz und die Kontrolle, so steckt in der anderen der Exzess und die Ekstase – und die Intensität einer Erfahrung, auch wenn sie lasterhaft sein mag, eine gegenseitige Durchdringung von Subjekt und Objekt, die mindestens ebenso zur Erkenntnis führen kann wie die geruhsame Betrachtung.

Benjamin betont es ganz zu Beginn seines Denkbildes, wenn er mit der allgemeinen Feststellung anhebt: »Der hat noch niemals eine Speise erfahren, nie eine Speise durchgemacht, der immer Maß mit ihr hielt. So lernt man allenfalls den Genuss an ihr, nie aber die Gier nach ihr kennen«. Kein Zweifel für Benjamin, dass die Gier tiefer ins Vertilgte hineingelangt als der Genuss, der sich bloß an der Oberfläche labt.

Und was ist mit dem Brief, der abgeschickt oder zerrissen werden sollte? Am Ende hat sich die Frage von selbst erledigt. Der Brief klebt verschmutzt an der letzten Feige, die der Erzähler verschlingt. Die Flut der Gier hat das Problem hinweggespült. Der Erzähler zerreißt den Brief in tausend Stücke.

Die Gier als ekstatisches Moment der Erkenntnis, als exzessive Intensität der Erfahrung – und gibt es nicht auch die *Neugier*, die in ihrer Dynamik Benjamins Fressgier nicht unähnlich ist? Auch sie stand über lange Jahrhunderte unter einem moralischen Bann, seit Augustin und seitens der katholischen Kirche, als Kardinallaster der *concupiscentia oculorum*, als triebhafte Sinnes- und Augenlust, die noch am geringsten Gegenstand Genüge findet und als nichtige und vorwitzige Begierde der sinnlichen Erfahrung gebrandmarkt wurde, wie Hans Blumenberg in seinem wunderbaren Buch *Der Prozess der theoretischen Neugierde* gezeigt hat. Hätten wir die modernen Wissenschaften, wenn sich die Neugier nicht aus diesem Bann befreit hätte? Und was wäre der einzelne Mensch ohne eine grundlegende Neugier? Verschlossen gegenüber der Welt, die ihn umgibt, abgestumpft und in sich gekehrt.

Und gibt es nicht auch die Begier, die Begierde im Sinne des Begehrens, des Verlangens, ohne das unser Leben weitaus ärmer wäre? Man mag viele Einwände haben gegen die Gier, eines ist sie bestimmt nicht: eine Form der Sätturtheit. Den Hunger kann man stillen, nicht aber die Gier.

Das gilt auch für unsere Gier nach Geschichten, die sich gar nicht sättigen lässt. »Unsere Gier nach Geschichten, woher kommt sie?«, fragt Max Frisch und antwortet: »Man kann die Wahrheit nicht erzählen. Das ist's. Die Wahrheit ist keine Geschichte, sie hat nicht Anfang und Ende, sie ist einfach da oder nicht, sie ist ein Riss durch die Welt unseres Wahns, eine Erfahrung, aber keine Geschichte.«

Unablässig machen wir Erfahrungen, wir können gar nicht anders, und darum erfinden wir auch unablässig Geschichten, weil wir uns unsere Erlebnisse und Erfahrungen irgendwie erklären müssen, weil wir sie nicht einfach stehen lassen können, sondern sie einbinden müssen in ein Geflecht an Geschichten, das wir schließlich für unser Leben halten. Geschichten sind nicht wahr oder falsch, sie sind erfunden, und dennoch haben sie natürlich ihre Wahrheit: als Bilder, als Entwürfe, als Spiele der Einbildung, die unsere Erlebnisse und Erfahrungen überhaupt erst lesbar machen und uns zu Bewusstsein bringen.

Der Mensch ist das Wesen, das immerzu Geschichten erfindet und immerzu nach Geschichten verlangt. Insofern tun die Schriftsteller nur das, was wir ständig auch tun, aber sie tun es im Wissen darum, dass es sich bei ihren Geschichten um Erfindungen handelt. Und wir, wenn wir ihnen zuhören, wie sie ihre Geschichten vor uns ausbreiten, erleben die ganze Vielfalt an Möglichkeiten, wie man mit seinen Erfahrungen umgehen kann – und das bedeutet nicht weniger als: Wir erleben, was es heißt zu leben.

Insofern ist ein Literaturfest wie dasjenige, dessen erste Austragung wir heute Abend feiern, nicht nur ein Fest des Lesens, sondern auch ein Fest des Lebens.

Genießen Sie Ihre Gier nach Geschichten!